



WEST PAPUA: REISE IN DIE

TREKKING ZUM VOLK DER LANI IN DEN

Von Dominique Wirz (Text und Bilder)

In West Papua, dem indonesischen Teil der Insel Neuguinea, leben noch zahlreiche naturverbundene Völker. Besonders faszinieren die Volksgruppen im entlegenen Baliemtal im mächtigen Felsgürtel im Herzen der Insel. Der Winterthurer Reisefotograf Dominique Wirz lernte unterwegs zwei Reisegefährten kennen und brach mit ihnen in die Welt der Steinzeit auf. Neun Tage zogen sie mit Einheimischen durch den Westen des Hochtals.



Mitten in Westpapua: Das Baliemtal verzaubert den Reisenden mit unberührten Landschaften und Menschen, die im Einklang mit der Natur leben und dem Fremden freundlich und neugierig begegnen.



STEINZEIT

BERGEN DES BALIEMTALS



Wenn wir hier nur wieder heil runterkommen!, schiesst es mir durch den Kopf. Die fünfzehn-plätziige Fokker tanzt durch kreiselnde Winde, bekommt Schub und verliert wieder an Kraft. Ab und zu wird der Blick durch die Wolken frei auf die saftig grünen Felder entlang des Baliem-Flusses. So mag es wohl ausgesehen haben, als der amerikanische Entdecker Richard Archbold das fruchtbare Baliemtal im Jahre 1938 als erster Weisser aus dem Flugzeug erspähte. Auch heute noch ist das abgelegene Hochtal nur auf dem Luftweg erreichbar.

Es kommt mir vor wie eine Reise ans Ende der Welt. Ich mag solche Reisen. Fernab von ausgetretenen Reisepfaden finde ich oft das, was ich suche: ursprüngliche Naturlandschaften. Und als Teil dieser Natur auch Menschen, die mit einem einfachen und naturnahen Leben zufrieden sind. Ein wohltuender Kontrast zu unserer technikbeherrschten und konsumverwöhnten Welt.

FLUG ANS ENDE DER WELT

Von meinem Sitzplatz aus kann ich den beiden Piloten durch die offene Cockpit-Tür über die Schulter gucken. Der Regen peitscht im unregelmässigen Rhythmus der Windböen gegen die Cockpitscheibe. Vor uns erheben sich Berge, über die sich der grüne Teppich des Bergregenwaldes ausbreitet. An einigen Hängen erkenne ich Dörfer und fleckenartig darum herum angeordnet einige Felder. Die Bergwelt im Westen des Baliemtals ist das Ziel unserer Reise.

Erst gestern bin ich in Wamena, dem Hauptort des Baliemtals angekommen. Damals noch alleine, auf der Suche nach einer Gelegenheit für ein Trekking fernab der Zivilisation. Ich hatte Glück. Am Abend traf ich Peter und Mark, zwei sympathische Amerikaner, die Gleiches vorhatten. Alles war schon organisiert: Führer, Flug, ungefähre Trekkingroute, Proviant. Morgen würde es losgehen, ich solle doch auch mitkommen. Dass es so schnell gehen würde, hatte ich nicht erwartet. Ebenso wenig hatte ich erwartet, dass das Abenteuer bereits im Flugzeug beginnen würde!

Der Pilot nimmt die Schubhebel zurück und leitet den Landeanflug ein. Erst jetzt erkenne ich die in den Hang gebaute Graspiste, welche der Pilot mit einer Selbstverständlichkeit ansteuert, die mich etwas zu beruhigen vermag. Unglaublich! Trotz starken Seitenwinden schafft es der Pilot, die Maschine auf der stark ansteigenden Piste des Dorfes Karubaga aufzusetzen. Wir atmen auf. Die Fokker kommt schon nach kurzer Zeit zum Stillstand. Die Propeller heulen nochmals auf, um das Flugzeug den Hang hoch bis ans Ende der Piste zu bewegen.

BABYLON HEUTE

Wir steigen aus und werden sogleich von jungen kräftigen Papuas umringt. Sie sind alle dunkelhäutig, haben eine flache Nase und krauses Haar. Wie die Aborigines von Australien wanderten sie aus Südostasien während der letzten Eiszeit vor über 16000 Jahren bei bis zu 150 Meter tieferem Meeresspiegel ein und breiteten sich auf der ganzen Insel Neuguinea aus. Heute werden allein im westlichen, dem zu Indonesien gehörenden Teil der Insel offiziell etwa 250 verschiedene ethnische Gruppen unterschieden. Auch sprachlich ein wahres Babylon. Über ein Viertel aller noch lebenden Sprachen der Welt wird im Innern Neuguineas gesprochen – manche nur von kleinen Volksstämmen. Nachbarn kennen sich nicht als solche, obwohl nur ein Berg sie trennt.

Hier im Westen des Baliemtals gehören die Menschen zur Volksgruppe der Lani. Im Gegensatz zu den zierlichen, stets lächelnden Asiaten im übrigen Indonesien wirken die breiten, groben Gesichter der Lani eher unnahbar und in sich zurückgezogen. Die Lani auf dem Flugfeld reden in gebrochenem Indonesisch zu uns und wollen ihre Dienste als Träger anbieten. Ebanus, unser Führer, wimmelt sie ab und bahnt uns den Weg durch die Menschenansammlung. Er trägt einen breitkrempigen Strohhut, dem wir gut folgen können. Im Gästehaus haben wir Zeit, umzupacken und uns auf die kommenden Trekkingtage vorzubereiten.



*Traditionelles Fest:
Symbolisch bemalte
Gesichter und Körper der
Lani. Auch phantasievolle
Kopfbedeckungen sind ein
beliebter Schmuck.*



MARKTTAG IN KARUBAGA

Am nächsten Morgen schaue ich mich etwas um. Karubaga ist ein kleines und friedliches Dorf mit vielen schönen Gärten. Heute sei Markttag, hat uns Ebanus erzählt. Doch erst am späteren Morgen füllt sich der Marktplatz. Die Leute kommen zu Fuss aus den umliegenden und auch weiter entfernten Dörfern, um Produkte von ihren Feldern zu verkaufen. Vor allem Frauen sitzen reihenweise am Boden und breiten ihre für mich teils unbekanntenen Gemüse und Früchte aus. Lautstark preisen sie ihre Produkte den vorbeigehenden Kunden an. Ein farbiges und lebendiges Treiben, dem ich stundenlang zuschauen könnte.

Etwas gewöhnungsbedürftig für uns Reisende ist die «Kleidung» der Leute. Obwohl schon einige Männer Nylon-Shorts tragen, fallen diejenigen auf, die nur mit einer Koteka bekleidet sind. Dies ist ein köcherartiger Penischutz aus einem Flaschenkürbis. In der oberen Öffnung der Koteka hat es durchaus Platz für Kleingeld und Tabak, wie mir ein älterer Mann stolz vorführt. Die meisten Frauen sieht man barbusig. Die Röcke aus Gras oder Rotangeflecht sind selten geworden. Sie wurden durch Textilien aus Polyestergewebe abgelöst.

Wegen des faszinierenden Marktes verzögert sich unser Abmarsch bis in die heisse Mittagszeit. Der Schweiß rinnt mir in die Augen, als wir die Hügelflanken von Karubaga hochsteigen. Die überwältigende Aussicht auf das Dorf Karubaga und die umliegenden Hügelketten belohnt uns für die Anstrengung. Nach einer kurzen Verschnaufpause geht es ein Stück durch den kühlenden Schatten eines Waldes, dann wieder hinunter durch terrassierte Süsskartoffelfelder. «Ein Leben ohne Süsskartoffeln ist hier nicht denkbar», meint unser Träger Maranus und deutet auf ein paar Frauen in Grasröcken. Sie bearbeiten ihre Felder mit einfachen Hackstöcken. Am Fluss weiter unten begegnen wir Mädchen, die gerade Süsskartoffeln waschen. Fünfzig Meter weiter schmieren sich ein paar Knaben mit Lehm ein, um sich zu waschen. Seife ist hier ein Luxusgut.

GÄSTE STATT GEISTER

Es ist schon später Nachmittag, als wir vom Fluss wieder hochsteigen. Die tief stehende Sonne taucht die Hügelzüge und die strohbedeckten Rundhütten vor uns in goldenes Licht. Ferne Gesänge dringen zu uns herüber und betonen den mystischen Moment. «Mit den Gesängen wird ein neues Haus eingeweiht», klärt uns Maranus auf. Auf diese Weise sollen die bösen Geister vertrieben werden.

Später klettern wir über den Dorfzaun von Alobaga. Wir werden von der ganzen Gemeinde dieser winzigen Siedlung neugierig empfangen. Die älteren Männer geben uns zur Begrüssung die Hand und geben zu verstehen, dass wir unsere Rucksäcke neben dem Eingang der einen Rundhütte hinstellen können. Der Weiler besteht aus insgesamt sechs solcher Hütten. Eine davon wird nur zum Kochen genutzt.

Zwei Männer sind gerade dabei, eine 70 cm lange, tieftrofe Frucht zu verarbeiten. Die «Buah merah» – wie sie auf Indonesisch heisst – hatten wir schon auf dem Markt in Karubaga gesehen. Das rote Fruchtfleisch liegt bereits in einer weiten Holzschale und wird durch vier flinke Hände solange durchgeknetet, bis sich eine dickflüssige, rote Sauce bildet. Probieren sollen wir, deuten unsere Gastgeber an. Die ölige Sauce schmeckt am besten mit etwas Salz. Sie wird zusammen mit Gemüse und Kartoffeln gegessen, wie wir später beim Nachtessen selber erfahren.

PARTNERSUCHE AUF LANI-ART

In der Rundhütte, die uns zum Schlafen zugewiesen wurde, flackert in der Mitte ein gemütliches Feuer. Wir sind müde; geschafft von den vielen neuen Eindrücken des Tages. Als wir gerade die Zahnbürsten hervorkramen, schaut Ebanus herein. «Die Leute möchten noch etwas singen, zur Feier eures Besuches.» Kaum habe ich die Zahnbürste zurückgesteckt, sitzen bestimmt schon

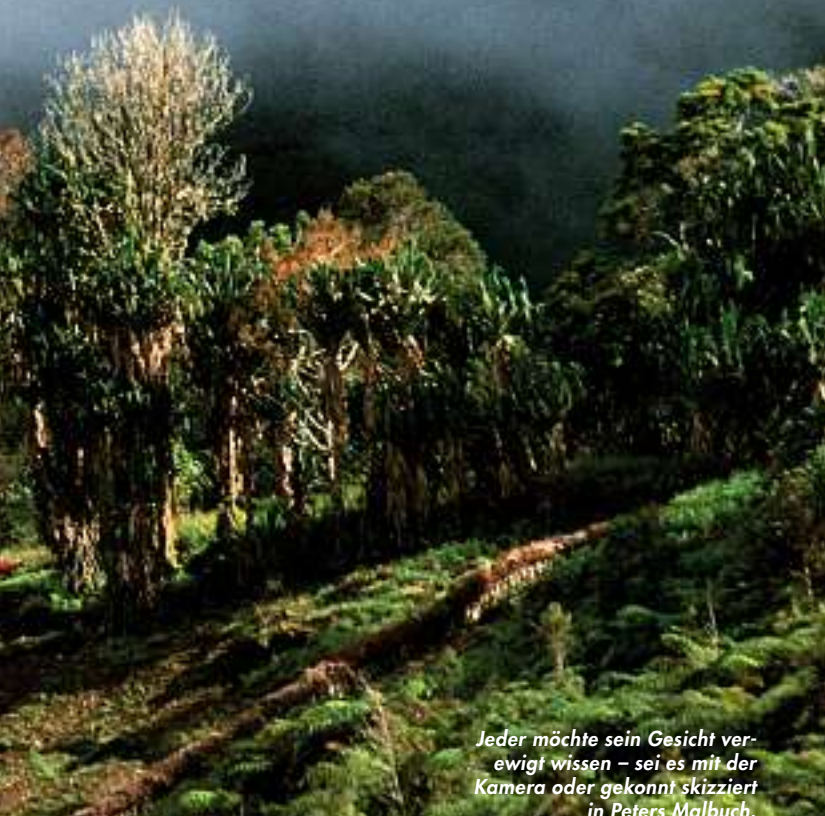


Alltag beim Volk der Lani: Arbeit auf den terrassierten Feldern und buntes Markttreiben. Die tiefrote Frucht «Buch merah» (rechts) wird zu einer dickflüssigen Sauce verarbeitet, die man gesalzen zu Gemüse und Kartoffeln isst.





Fröhliche Partnersuche am Feuer: Singend und klatschend machen sich unverheiratete Männer und Frauen über das Feuer hinweg mit den Händen Zeichen, um ihre gegenseitige Sympathie auszudrücken.



Jeder möchte sein Gesicht verewigt wissen – sei es mit der Kamera oder gekonnt skizziert in Peters Malbuch.



rund zwanzig Lani im Schneidersitz um das kleine Feuer. Zwei Kerzen erhellen den restlichen Raum. Die zur höher gelegenen Hüttenmitte strebenden Rundbalken und Strohbindel sind im schummrigen Licht nur knapp erkennbar. Ein Junge spielt auf seiner selber gebastelten Gitarre, ein älterer Mann gibt sein Pingon zum Besten, eine Mundorgel aus Bambusholz. Die Frauen singen zu den rhythmischen, eher eintönigen Melodien. Dabei klatschen sie im Takt. Die Männer brummen mit ihren tiefen Stimmen wie in einem Kanon dazu.

Ebanus erklärt uns die Spielregeln. Die noch nicht verheirateten jungen Frauen sitzen nahe beim Feuer auf der rechten Seite. Auf der anderen Seite die jungen Männer. Während dem Singen bewegen sich die Hände der Frauen und Männer mit einem Zischen auf jenes andersgeschlechtliche Gegenüber zu (und wieder zurück), welches einem sympathisch ist. Später werden auf dieselbe Weise kleine Geschenke ausgetauscht wie z.B. Briefe, Geldnoten oder gar Taschenlampen. Partnersuche auf Lani-Art.

Die Stimmung ist sehr fröhlich und locker. Der Gesang wird immer lauter. Die über dem Feuer hin und her zuckenden Hände werfen gespenstische Schatten auf das Strohdach. «Macht doch auch mit! Die Frauen sind alle noch unverheiratet», grinst uns Ebanus verschmitzt zu. Wir winken entschlossen ab und ziehen uns etwas vom Feuer zurück.

Nach einer weiteren Stunde dieser heiteren Abendunterhaltung habe ich das Gefühl, dass die ganze Vorstellung nicht unsertwegen stattfindet, wie angekündigt worden ist, sondern hier regelmäßig abgehalten wird. Höflich deuten wir an, dass wir gerne schlafen würden. Doch erst, als wir unsere Zähne putzen, löst sich die Runde langsam auf. Kurz darauf ertönen die Gesänge wieder in der Hütte nebenan.

FOTOFIEBER

Am nächsten Morgen, als wir aus der Hütte kriechen, wartet schon das halbe Dorf, um uns einen guten Tag zu wünschen. Die Kinder starren uns an und beobachten uns sehr genau. Es bedarf nur einer Grimasse, und die Kinderschar bricht in schallendes Gelächter aus. Die Spannung ist gelöst. Als Mark seine Kamera auspackt, reissen sich die Kinder darum, am nächsten beim Objektiv zu sein. Mark, der besonnene Berufsfotograf aus New Mexico, hat seine Mühe, all die Nasen vom Objektiv fern zu halten. Seine Aufhellblitze sorgen jedes Mal für einen heiteren Aufschrei der Menge.

Während Mark und ich versuchen, der Freude des Fotografiertwerdens gerecht zu werden, hat sich Peter etwas abseits auf einen Stein gesetzt und skizziert die Szene in seinem Malbuch. Auch er ist natürlich eine Attraktion. Ungläubig starren ihm die Lani über die Schultern und verfolgen, wie mit wenigen gezielten Strichen ihre Umgebung auf Papier gebannt wird. Peter ist ebenfalls ein Profi. Er wohnt in New York und zeichnet Comics, Karikaturen und Titelseiten für namhafte Zeitschriften oder auch für eigene Bücher.

Zum Abschied versammelt sich das ganze Dorf und winkt uns noch lange nach. Ich sinniere über die beeindruckende Gastfreundschaft der Lani, während wir in der Mittagshitze den Hügel hochsteigen. Ein paar Stunden später sind wir unten am Fluss und überqueren wackelige Brücken, die für uns kurz vorher von unseren Trägern ausgebessert worden sind.

Das Dorf Goyage, unser Ziel heute, ist sehr schön auf dem flachen Teil einer Bergflanke gelegen. Es ist einiges grösser als Alobaga. Von hier haben wir freie Sicht entlang des Flusses in die Berge von Tenaqui, die noch mit ursprünglichen Wäldern bedeckt sind. Maranus, unser Lieblingsträger – der zum Glück Indonesisch spricht – zeigt mit seiner Hand auf den Pass im Quellgebiet des Flusses. «Dort verläuft der Weg, den wir übermorgen unter die Füße nehmen werden. Von da sind es nochmals drei anstrengende Tage bis in die Zivilisation.» Wir sollen uns heute noch etwas ausruhen. Morgen hätten wir die einmalige Gelegenheit, einem traditionellen Lani-Fest beizuwohnen. Von den Gästen würde üblicherweise eine



Oben: Schweine sind bei den Lani Sinnbild für grosse Stärke. Mitte: Im Fluss wäscht man Süsskartoffeln – ein Grundnahrungsmittel – und sich selbst (unten): Da Seife Luxusgut ist, schmiert man sich von Kopf bis Fuss mit Schlamm ein, um sich gründlich zu reinigen.



Traditionelles Lani-Fest: Um böse Geister zu besänftigen, wird ein Schwein geschlachtet. Ein Haufen Holz und Steine werden in Brand gesteckt. Später werden unter den heissen Steinen in einer Grube Kartoffeln und das Schweinefleisch gegart.



Spende für das zu opfernde Schwein erwartet. Das Schlachten eines Schweines sei nötig, um die bösen Geister zu besänftigen. Und dies sei schliesslich der Zweck des Festes. Neugierig sagen wir zu und freuen uns auf den nächsten Tag.

KRIEGERISCHES ZEREMONIELL

In gespannter Erwartung begeben wir uns an unserem vierten Treckingtag auf die andere Flussseite. Die Festvorbereitungen sind schon in vollem Gange. Steine und Holz werden aufeinander geschichtet. Der Haufen wird anschliessend in Brand gesteckt, um die Steine zu erhitzen. Diese werden später für das Garen von Kartoffeln und Fleisch in einer tiefen Erdgrube benötigt. In einiger Entfernung schmücken sich die Lani mit weissen, braunen und schwarzen Bemalungen, diversen Blumen und kleinen Farnen: Gross und Klein, Jung und Alt, alle wollen am Fest teilhaben. Einige Frauen waschen Süsskartoffeln und tragen Blattgemüse heran. Wir zählen über hundert Anwesende. Sie tragen ausser ihren Kotekas und Grasröcken kaum Kleidung.

Plötzlich ertönen Schreie aus dem Gebüsch. Mit Speeren bewaffnete, üppig bemalte Krieger stürmen auf den Platz. Zwei der Krieger halten ein Schwein fest. Ein Dritter zielt aus fünf Metern Entfernung mit Pfeil und Bogen. Der Pfeil durchbohrt das Herz des Tieres. Es ist augenblicklich tot. Zwei Knaben entfachen in wenigen Minuten mithilfe eines rotierenden Holzstabes ein Feuer. Damit werden die Borsten des Schweines abgebrannt, bevor sein Fleisch in einzelne Stücke zerlegt wird.

Schweine haben bei den Lani eine wichtige Bedeutung. Sie sind Sinnbild grosser Stärke, verhelfen zu Ehre und zu guten Frauen. Früher waren deshalb Schweinediebstahl und Frauenraub zwischen den Dörfern die Regel und führten nicht selten zu ernsthaften kriegerischen Auseinandersetzungen. Alles dreht sich ums Schwein. Die ersten Wörter, die ein Kind lernt, sind Vater, Mutter, Schwein. Damit ist das Fundament der kindlichen Welt fürs Erste abgesteckt. Der Hauptort des Tals heisst nicht ohne Grund Wamena – «der Ort, an dem man mit den Schweinen geht».

EINZIGARTIGE URTÜMLICHKEIT

Rechtzeitig sind die erhitzten Steine bereit und werden mit grossen Holzzangen herangetragen und in die «Kochgrube» gelegt. Die laut rufenden Frauen füllen anschliessend die Grube mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, und versehen die Grube mit einem Deckel aus frischem Gras. Die Kochgrube dampft ruhig vor sich hin, während sich Krieger und Frauen in Gruppen versammeln und nun in einer Art Kanon zu singen beginnen. Die Menge der Leute verleiht dem Gesang ein eindrückliches Volumen. Ein angenehmes Schaudern durchfährt meinen Körper. Die harmonisch bemalten Gesichter und Körper, die fantasievollen Kopfbedeckungen, die fröhlichen Gesichtsausdrücke und der rhythmische Gesang entführen mich vollends in eine andere Welt. Ein Moment des Glücks, den ich nie vergessen werde. Ich bin dankbar, dass ich noch soviel Urtümlichkeit auf unserer Erde erleben darf.

Das Essen in der Kochgrube ist gar. Gerade in dem Moment, als die Frauen die Kochgrube ausräumen und das Gegarte verteilen, beginnt es in Strömen zu regnen. Die Lani flüchten unter Bäume oder werfen sich Tücher über die Köpfe. Der Regen verdampft augenblicklich über der offenen Kochgrube und den übrigen Feuern, sodass sich ein gespenstischer Nebel bildet. Zeitweise sind die vielen urtümlich geschmückten Gestalten nur noch als Silhouetten erkennbar. Eine unheimliche Stimmung. Plötzlich bilden sich zwei Kriegergruppen. Die eine wird von der anderen mit viel Imponiergehabe und lauten Rufen vertrieben. Das Fest löst sich langsam auf.

Mit unserem Führer Ebanus gehen wir zurück ins Dorf. In gebrochenem Englisch teilt er uns mit, dass er sich nicht wohlfühlt. Er könne morgen nicht über den Pass mitkommen. Stattdessen soll uns der Träger Maranus den Weg zeigen, schlägt er vor. Wir stimmen seinem Vorschlag zu und sind in geheim erleichtert. Denn Ebanus konnten wir nicht mehr so recht trauen, seit er uns



Warten an der Kochgrube: Singend überbrückt man die Zeit, bis Fleisch, Gemüse und Kartoffeln gar sind. Dann wird der Grasdeckel abgehoben. Unter den heißen Steinen liegt das gegarte Essen.



mit einer erfundenen und überteuerten Einkaufsquittung betrügen wollte. Und wir hatten von Anfang an unsere Bedenken, dass er es nicht über die Berge von Tenaqui schaffen würde. Bisher konnte der eher Übergewichtige Ebanus unserer Gruppe nur mit Mühe folgen. Wir zahlen ihn schliesslich aus und bereiten uns mit Maranus auf den morgigen Trekkingtag vor.

TREKKING-ABENTEUER

Regen, nichts als Regen. An einen Weitermarsch ist am frühen Morgen nicht zu denken. Erst gegen Mittag entschliessen wir uns, loszumarschieren. Nur noch Nieselregen; der ist erträglich. Mit uns kommen noch weitere Leute, die nach der Zeremonie ebenfalls über den Pass wollen. Die Wege durch die Felder zum Fluss hinunter sind rutschig geworden. Im Flussbett folgen wir den Leuten über glitschige Steine. Erdrutsche versperren uns den Weg. So müssen wir öfters auf die andere Flussseite wechseln. Je höher wir steigen, desto schmaler wird der Fluss. Unterdessen hat sich eine «Brückenbauer»-Equipe gebildet, die mit ihren Äxten und Macheten den Nachfolgenden die Flussüberquerungen möglichst trockenen Fusses ermöglicht.

Am Fusse eines grösseren Erdrutsches wartet Maranus. «Wir schaffen es heute unmöglich über den Pass», meint er. Ganz in der Nähe gäbe es aber eine einfache Rundhütte, wo wir übernachten könnten. Doch der Weg dahin ist äusserst gefährlich: Mit behutsamen Schritten bewegen wir uns über spiegelglatte Felsbänder, die zur Schlucht hin abfallen. Ein Ausrutscher wäre fatal. Danach geht es durch wilden Bergurwald. Wir klettern über morsche Stämme, kriechen unter dem Pflanzengewirr hindurch und achten immer darauf, dass unsere Füsse nicht in einem der zahlreichen Löcher zwischen den Wurzeln verschwinden.

Nach einer Stunde beschwerlichen Weges treffen wir endlich auf die idyllische Waldlichtung mit der ersehnten Rundhütte. «Sie dient uns als Basis für die Kuskus-Jagd sowie die Ernte von Waldkokosnüssen», erklärt Maranus. Einer der Träger liest die Fragezeichen in unseren Augen und steigt wenig später auf eine Palme, um eine der begehrten Waldkokosnüsse zu ernten. Mit der uns bekannten Kokosnuss hat diese Nuss ausser dem Geschmack wenig gemeinsam. Die Frucht muss man nämlich über dem Feuer garen. Im Innern gibt es einzelne Kompartimente, die man erst einzeln mit den Zähnen oder Steinen knacken muss, um an das kokosnussartige Fruchtfleisch zu gelangen. Zunächst stillen wir unseren Hunger aber mit der Reis- und Gemüse Mahlzeit, die unsere Träger für uns zubereitet haben.

In der Hütte wird es sehr eng. Neben den vier Trägern und uns Dreien, drängen sich auch noch drei weitere Männer – die wir Brückenbauer nennen – sowie Maranus' Frau und Kind um das wärmende Feuer. Der Platz ist so knapp, dass nicht alle gleichzeitig schlafen können. In der Nacht sinkt die Temperatur in den Bergen merklich. Deshalb feuern die Lani kräftig ein, sie sind ja kaum bekleidet. Wir jedoch können die entstehende Hitze und den ständigen Rauch kaum ertragen.

Sobald ich am nächsten Morgen die ersten Vogelstimmen höre, flüchte ich aus dieser Rauchhöhle und atme kräftig durch. Das frühe Aufstehen hat sich gelohnt: Ein melodienreiches Vogelkonzert erfreut meine Seele. Die Sonne ist bereits aufgegangen, ihre Strahlen haben es aber noch nicht bis zu unserer Lichtung geschafft.

FOLGENSCHWERER HOLZRAUB

Mein Blick streift durch diesen ursprünglichen und sehr vielfältigen Wald: Majestätische Palmen wachsen in den Himmel, meterhohe Baumfarne beeindruckten das europäische Auge ebenso wie die zahlreichen Moose, Flechten und Orchideen auf den knorrigen und verwinkelten Bäumen des Bergregenwaldes. Bis zu 11 000 Pflanzenarten kommen auf der Insel vor, sechzig Prozent davon nur hier. West Papua ist immer noch überwiegend mit Wald bedeckt – der letzte nennenswerte Regenwald in Asien, denn Borneo und Sumatra sind grösstenteils abgeholzt. Doch wegen dem



Über wackelige Holzbrücken oder Baumstammstege führt der Weg von Dorf zu Dorf. Die traditionellen Röcke der Frauen aus Gras oder Rotangeflecht sieht man nur noch selten, sie wurden vielerorts durch Textilien abgelöst.



immensen Holz hunger Chinas und Indiens sind vor allem die gut zugänglichen Wälder im Tiefland Neuguineas bedroht.

Jährlich werden 7 Millionen Kubikmeter Rundholz illegal aus West Papua geschifft. Im Süden Schanghais ist in wenigen Jahren der grösste Holzhafen der Welt entstanden, und in dessen Umgebung über 500 riesige Fabriken, wo jede Minute ein gestohlener Merbau-Stamm aus West Papua zu Möbel oder Parkettboden verarbeitet wird. Diese wiederum erzielen einen Wert von monatlich 600 Millionen US-Dollars auf dem Weltmarkt. Für jeden Dollar, der im Westen für einen tropischen Parkettboden ausgegeben wird, bleibt nicht einmal ein halber Cent bei den Papuas, denen das Holz ja gehört. Beteiligt an diesem Holzdiebstahl sind finanzkräftige Holzbarone und multinationale Konzerne in Indonesien und Malaysia. Aber auch Holzhändler in Hongkong und Singapur und korrupte lokale Mittelsmänner aus Militär und Behörden verdienen ihr Geld damit. Der durch Korruption angetriebene Holzraub schadet nicht nur der Wirtschaft des Landes, sondern zerstört auch die Lebensgrundlage vieler Naturvölker. Ein Hoffnungsschimmer bleibt: Der neue indonesische Präsident Susilo hat der Korruption und der Holzmafia den Kampf angesagt. Ob er wirklich etwas bewirken kann, wird sich zeigen.

DER TRAUM DES DORFLEHRERS

Hier oben aber scheint die Welt noch in Ordnung, denke ich, als ich zum Frühstück gerufen werde. Nach der Stärkung machen wir uns sogleich auf den beschwerlichen Weg zurück zum Hauptpfad. Die ersten Sonnenstrahlen tasten sich über den Berg, als wir wieder auf dem Händlerweg über den Pass ankommen. Wir treffen auf eine Familie, die «Buah merah», die roten Früchte, ins andere Tal bringt. Dort gebe es diese nicht. Der Weg hinauf zum Pass ist immer noch feucht und rutschig und scheint endlos lang. Oft versinken wir knietief in Schlammfüten.

Nach drei Stunden haben wir den Pass geschafft. Wir pausieren mitten im Wald und bezahlen einen der Träger, der sich hier verabschiedet. Auf der anderen Seite des Passes wird der Weg langsam etwas trockener. Wir folgen wieder einem Fluss, der später in den Baliemfluss fliesst. Nach zwei Stunden verlassen wir den Wald. Das Gelände wird flacher, und wir wandern durch grüne Wiesen und braune Felder, kommen ab und zu an Rundhütten vorbei und begegnen staunenden Lani. Kurz vor dem Eindunkeln treffen wir in Megegobak ein.

Hier dürfen wir beim Dorflehrer Lasarius übernachten. Nach dem Essen plaudern wir über die Zukunft von West Papua. Das Land ist eigentlich überaus reich an Edelmetallen und Kupfer, weswegen die ehemalige Kolonialmacht Holland erst 1963, auf Druck der Vereinten Nationen, von diesem Inselteil abliess. Nach jahrelangem Tauziehen und einer vom indonesischen Staat manipulierten Volksbefragung fand die melanesische Welt 1969 Anschluss an das riesige Inselreich Indonesien. Die Indonesier gaben ihrer neuen Provinz den Namen «Irian Jaya»: Glühendes Land des Sieges. Von den Einheimischen nie geliebt, durfte der Name offiziell aber erst nach dem Sturz des ehemaligen Präsidenten Suharto wieder in «Papua» umgeändert werden.

Bis heute kämpfen die Menschen hier, von der Weltöffentlichkeit weitgehend unbeachtet, um politische Anerkennung und kulturelle Identität. Lasarius stört insbesondere das Verhalten der Indonesier, die als Kolonialherren allorts ihre Macht demonstrieren und meist sehr rücksichtslos gegen die Papuas vorgehen. «Was sollen wir tun?», klagt der sonst gut gelaunte Lehrer. «Viele kämpfen für ein freies West Papua, doch ohne Hilfe von aussen können wir diesen Kampf nicht gewinnen. Es wird für uns alle nur ein Traum bleiben.»

HÄNGEBRÜCKEN-THRILL

Sieben Stunden werde die letzte grosse Etappe bis nach Danime dauern, meinte der Lehrer noch beim Abschied. Wir durchwandern kultivierte Felder und grüne Wiesen, dann wieder Hänge, die von hohem, scharfkantigem Gras überwuchert sind. Der Be-

wuchs mit Alang-Alang-Gras verheisst nichts Gutes, es verbreitet sich nämlich nur auf nährstoffarmen Böden und deutet damit darauf hin, dass das Land hier zu stark genutzt wurde und vermutlich erodiert ist.

Der Weg ist breit und angenehm. Er geht hinauf zu wunderschönen Aussichten über die Hügel und das Flusstal, dann wieder hinunter zum Fluss, der uns zum erfrischenden Bad einlädt. An einigen Stellen müssen wir den immer grösser werdenden Fluss überqueren. Dazu stehen Hängebrücken bereit, die wenig Vertrauen erwecken. Gerade vor Danime müssen wir nochmals unseren ganzen Mut zusammennehmen: Einzelnen tapfen wir vorsichtig über die wackelige Brücke. Ja nichts aufschaukeln! Da sind zwar ein paar Stahlseile, aber es fehlen einige Bretter und an manchen Orten wurde die Brücke mit Lianen geflickt. Auf der anderen Seite steigt der Weg noch ein letztes Mal an, bis wir Danime erreichen.

Wir übernachteten im Gästehaus der protestantischen Kirche. Auch Maranus ist Protestant. Neunzig Prozent der Bewohner des Baliemtals sind von Protestanten missioniert worden, doch wer sich heute Christ nennt, verehrt nicht selten weiter seine Ahnen und beschwört insgeheim Geister. Deswegen werden auch gewisse Feste und Zeremonien beibehalten, wie jene, die wir vor drei Tagen miterleben durften. Zu reinem Fetischkult und zur Ahnenverehrung bekennen sich allerdings nur noch die Angehörigen einiger Bergstämme. Viele sind wie Maranus den Missionaren dankbar, da sie von ihnen erfuhren, dass Blitz, Donner, Dunkelheit und Erdbeben Naturphänomene sind und nicht etwa Strafen der Geister für menschliches Fehlverhalten.

Doch mit der Verbreitung der verschiedensten Lehren von nur einem Erlöser und der damit einhergegangenen Zerstörung uralter Glaubenskulte wurde in weniger zugänglichen und abgeschiedener liegenden Ortschaften oft Sturm geerntet. Wenn die Bewohner zweier Dörfer aneinander geraten, geht es längst nicht mehr nur noch um Frauen, Nachbarschaftsstreit oder Schweine. Ausgetragen wird auch das irrsinnige Gefecht sich widersprechender Glaubensrichtungen.

Von Danime ist es nicht mehr weit bis zur Strasse, welche Tiom und Pyramid mit dem Hauptort Wamena verbindet. Unser Trekking wird dort zu Ende sein. Ich werde nachdenklich, als wir schliesslich an der Strasse stehen, um ein Sammeltaxi anzuhalten. Über eine Woche haben wir ohne Strom und ohne Motorenlärm in der steinzeitlich anmutenden Welt der Lani verbringen dürfen. Unsere Alltagssorgen sind auf einmal unwichtig oder gar bedeutungslos geworden. Wir haben gesehen, dass die Lani so wenig brauchen, um glücklich zu sein. Das Leben an sich scheint zu genügen, auch ohne all die Bedürfnisse, die in unserer zivilisierten Welt ständig neu geschaffen werden. Eine wahrhaft befreiende Erfahrung.

Zufrieden blicke ich zurück in die grünen Berge, von wo wir hergekommen sind. Noch lange werde ich mich an diese traumhafte Zeit erinnern, die mich dem Ursprünglichen, und damit dem einfachen Leben, ein Stück näher gebracht hat.

dominique.wirz@gmx.ch

DER AUTOR

Der Indonesienkenner Dominique Wirz verbrachte insgesamt 18 Monate unterwegs im riesigen indonesischen Archipel. Er spricht fließend Indonesisch und ist auch bereit, die fremden Lebensweisen mit den Menschen vor Ort über längere Zeiträume zu teilen. Das Ergebnis sind einfühlsame Geschichten, ausdrucksstarke Porträts und lebendige Bilder von Bräuchen und Festen.

Die Geschichte über das Trekking zu den Lani im Baliemtal und viele weitere spannende Geschichten sind auch in Dominique Wirz' Live-Diavortrag «INDONESIEN – Quer durch das geheimnisvolle Inselreich» enthalten, den er vor einem Jahr anlässlich einer Schweizer Tournee mit viel Erfolg präsentierte. Auf Anfrage hält er den spannenden Diavortrag weiterhin. Der 36-jährige Reisefotograf lebt heute in Winterthur. Weitere Informationen: www.dominique-wirz.ch



SHARE THE SPIRIT®

LET'S GO OUTSIDE

Ein Familienwochenende im Grünen, Campingferien mit

Freunden am Meer, Bergwanderungen und

Lagerfeuerromantik... Coleman® bietet für jede Situation

und jedes Abenteuer das passende Equipment.

Die Linien Coleman® Classic für Freizeit-Camper und

Coleman® Exponent® für Abenteurer und

Extremisten führen qualitativ hochstehende Produkte mit einem hohen Sicherheitsniveau.

Die Sortimente umfassen Zelte und Schlafsäcke,

Luftbetten, Kocher und Lampen, Kühlboxen

sowie diverse Freizeitartikel.

Entdecken Sie die Outdoors mit Coleman®!



The Outdoor Company™

www.campingaz.ch